

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 162.

Donnerstag, 25. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(6. Fortsetzung.)

Sibylle merkte es kaum. Sie stand immer noch in der offenen Tür, den Messingleuchter in der Hand. Fern hörte sie das Davontraben der beiden Pferde.

Es ist so dunkel auf einmal rings um sie her.

Ist das nur von der jäh verlöschten Kerze?

Da hört sie oben ihren Namen rufen. Und sie fährt zusammen. „Sibylle, Sibylle, ist die Haustür auf? Es zieht ja so sehr. Und hast Du den Leuchter mitgenommen? Wir wollen den Kasten jetzt herunterholen.“

Sibylle hatte die Kerzen wieder entzündet und hielt den Leuchter hoch. Die alte Marie und die Muhme Dorothee trugen den Kasten behutsam die Hintertreppe zum Garten hinunter.

Am Ende des Gartens, hart an der Mauer am Rhein, ragte die uralte, knorrige Eiche, die schon so manches Jahrhundert überdauerte. Auf der hölzernen Bank, die am Fuße der Eiche stand, saß die Ahne. Ganz still und regungslos, fest in den warmen Mantel gehüllt. Man sah aus dem Dunkel nur ihr weißes Gesicht leuchten. Und mit aufmerksamen, scharfen Blicken verfolgte sie jede Bewegung der Frauen. Zwischen den riesigen Wurzeln der Eiche war ein tiefes, dunkles Loch sichtbar, dahinein ward die Kiste versenkt. Und dann schaukelten Marie und Dorothee die schwarze Erde wieder darüber. Sibylle, die nicht müßig stehen mochte, deckte die ausgestochenen Rasenstücke fein säuberlich über das Ganze. Zum Schluß nahm Sibylle die beiden Spaten und stellte sie unter die breite Treppe, wo ihr Platz war.

Da sah sie zwischen trockenem Laub etwas Weißes leuchten auf der Erde. Sie wollte es achtlos beiseite schieben mit dem Fuß, da war es ihr plötzlich, als zwänge sie etwas, sich zu bücken. Sie tastete mit spitzen Fingern nach dem Weißen und fühlte jäh, daß es hartes und steifes Papier war.

Daß es ein Brief war! O Gott, daß es ihr eigener, verllorener Brief war!

Sie konnte es deutlich im scharfen Mondlicht erkennen. Noch stand sie unschlüssig, was sie tun sollte, als sie wieder die Muhme Dorothee rufen hörte. In großer Hast schob sie den zerknitterten und beschmutzten Brief vorne in ihren Brusttag.

„Sibylle, hast Du die Spaten fortgestellt? Und schließ' auch gut die Gittertür zu, und vergiß nicht, die Kette vorzumachen. Und komme schnell nach oben, wir wollen schlafen gehen.“

Sibylle tat alles wie im Traum! Was war das nur für ein sonderbarer Abend heute? Erst das schattenhaft eilige Begegnen mit Johann Friedrich Seidenbender. Dann die unwirkliche, lautlose Arbeit unter der nächtlichen Eiche, wo die Ahne wie eine spukhafte Erscheinung so steil auf ihrer Holzbank saß. Und nun das Wiederfinden des verlorenen, unseligen Briefes, vor dem sie solche Angst hatte.

O so große Angst, daß ihr Herz wie rasend klopfte! Und doch war es wie ein Glück in ihr, daß sie und kein anderer den Brief wiedergefunden. Denn nun konnte sie ihn vernichten, ehe noch die Ahne von seinem Inhalt erfahren.

Und endlich, endlich war Sibylle allein in ihrem kleinen, weißen Stübchen. Sie saß auf dem Rande

(Nachdruck verboten.)

ihrer geblümten Himmelbettes, die Hände unschlüssig im Schoß gefaltet. Sollte sie den Brief öffnen oder nicht? Ach, wenn ihr einer raten könnte!

Leise fladerte das Lichtlein im schmalen Leuchter. Die Vorhänge am Fenster waren fest zugezogen, aber der Wind war so stark, daß er den leichten Stoff hin und her bewegte.

Es war bald kein Wind mehr, es wurde Sturm. Der kam von Osten und hatte freie Bahn, über den Rhein zu fegen. Von Zeit zu Zeit peitschte er die kahlen Zweige der Kastanien gegen die Mauern des alten Hauses, daß es ein scharrendes und schürfendes Geräusch gab, oder er fing sich in dem alten Ramin, daß es wie Stöhnen klang. Sibylle hörte das alles gar nicht.

Sie zog nach langem Zögern aus ihrem Brusttag den zerknitterten Brief. Und mit kurzem, entschlossenem Ruck riß sie das Siegel vom Pergament. Öffnete den Brief und las mit brennenden Wangen die feinen, steilen Schriftzüge.

„Hochwerte Jungfer Battenberg!

Wie ich ja schon des längeren unterrichtet seid, daß ich nach unserer Eltern heiligen Beschluß Euer Anverlobter bin, die Zeiten aber unruhig und voll steter Kriegsgefahr, — so ist es mir bis heute nimmer vergönnt gewesen, Euch von Angesicht zu sehen. Nun habe ich die leidigen Kriegsdienste satt und befinde mich auf dem Heimmarsch nach Holland, allwo ich die Geschäfte meines Vaters übernehmen will. So um die Mitte des Monats Oktober gedenke ich durch Worms zu kommen und bitte, alles herzurichten, daß wir in Stille die Hochzeit feiern mögen. Meine Reisetutsche ist groß und geräumig, und kann die Jungfer Battenberg gleich mitreisen mit mir. So kommt sie unter bestem Schutze gleich in ihre neue Heimat. Ich gebe diesen Brief einem Kornett meines Truppenteils mit, der just an Worms vorüberkommt.“

Es folgten dann noch lange Schlusssätze und Beteuerungen seiner unwandelbaren Liebe und Ehrfurcht.

Sibylle lachte laut auf, als sie das las. Preßte dann ganz erschrocken beide Hände auf den Mund und horchte ängstlich nach dem Treppensur. Aber es rührte sich nichts. Da schüttelte Sibylle langsam, immer wieder und wieder den blonden Kopf. Er war ein so großes Erstaunen in ihr. Das so etwas überhaupt möglich sein konnte!

Langsam nahm sie den Brief zwischen zwei spitzen Fingern und hielt ihn über die Flammen der Kerze.

Wie er hell aufbrannte und dann jäh erlosch! Nur ein Häuflein Asche blieb übrig, das zerstäubte auf dem kleine: Tisch.

Sibylle atmete tief und befreit. Nun wußte niemand um den Inhalt des Briefes als sie allein. Und niemand würde mehr etwas davon erfahren!

Die: r Gildenborn konnte lange warten mit seiner Ruthe, bis sie einstieg. Und sie schnippte fast übermütig mit dem Finger.

Sorgsam setzte sie das Aschenhäufchen mit der Hand vom Tisch und streute es in den Ramin. Schlüpfte dann unter ihr dickes, weiches Federbett und kuschelte sich ein. Blies das Licht aus und hörte behaglich den

Sturmwind um die Mauern pfeifen. Ihre Gedanken aber waren bei dem Mann, den sie heute Abend mit Wein gelabt.

Durch die Straßen von Worms schleicht die Nacht. Sie duckt sich, weil sie ankämpfen muß gegen den Sturmwind, der vom Rhein herüberkommt. Ach, die Nacht liegt so schwer und kalt über der Stadt!

Todmüde begehren zwei Reiter Einlaß am Speier-Tor. Der Wächter hat schon gewartet Stunde um Stunde. Just auf die beiden. Ganz Worms hat gewartet auf sie. O Gott, nun sind sie endlich, endlich da! Hat der General mit sich reden lassen? Haben sie etwas erreicht bei den Franzosen? In großer Erwartung schauen die Wächter zu den verjagten, verhehten Männern auf.

Sie fragen nicht mehr. Sie lesen alles in den Mienen der beiden. Und sie lassen sie schweigend durch. Seidenbender bringt erst den völlig erschöpften Plaggert in dessen Wohnung und übergibt ihn seiner erschrockenen und besorgten Ehehälfte. Dann reitet er allein zurück.

Im Rathaus brennt kein Licht mehr, die Herren sind nach dem langen Warten und der großen Aufregung auch endlich zur Ruhe gegangen. Johann Friedrich Seidenbender hätte gern noch einen von ihnen gesprochen. Er weiß nur, daß die Stadt kapituliert hat. Aber er weiß nicht, unter welchen Bedingungen.

Schmal und hoch reckt sich der verschörkelte Giebel seines altherwürdigen Hauses am Marktplatz empor. Es ist schon seit Generationen in der Sippe der Seidenbender.

Er steckt den Schlüssel ins Schloß und schließt auf. Auf der großen Diele schwellt das Tranlämpchen, das in Abwesenheit des Hausherrn die ganze Nacht hindurch brennt. Er steigt schwer und müde die breite Eichtreppe empor. Dann tritt er leise in das eheliche Schlafgemach. Die flackernde Kerze, die er soeben entzündet, sorglich mit der Hand schühend.

Der große und schwere Mann kann es nicht hindern, daß die Dielen knarren, als er mit seinen Reiterstiefeln, wenn auch auf den Zehenspitzen, über sie hinweggeht.

In der Wiege beginnt es, sich zu regen. Ein Stimmlein schreit auf, und eine müde Frauenstimme sagt verschlafen:

„Bist Du endlich da, Johann? Nun hast Du mir das Kind wieder geweckt.“

In seinem abgespannten Gesicht ist Ungebuld.

Er stellt das Licht hart auf den Holztisch und ist im Begriff, sich auszukleiden. Da merkt er, daß er einen mörderischen Hunger hat.

„Habt Ihr mir noch ein wenig Abendessen aufgehoben? Ich habe Hunger.“

Vom Bett her kommt dieselbe klägliche Frauenstimme.

„Im Eßsaal hat man kalte Speise für Dich bereit gestellt. Wir konnten doch nicht auf Dich warten.“

Die blasser Frau richtet sich ein wenig auf im Bett und sieht verärgert zu ihm herüber.

Seidenbender stand noch einen Augenblick wie zögernd, als wartete er auf ein freundliches oder teilnehmendes Wort. Er hatte der Frau von seinen Irrfahrten erzählen wollen, von dem furchtbaren Reiten kreuz und quer durch Weinberge und unwegsamste Gänge. Die Frau hatte sich wieder in die Kissen zurückgelegt und die seidene Bede hochgezogen. Sie ließ die Augenlider sinken und schien nur an das Einschlafen zu denken.

Leise, wie er gekommen, ging der Mann wieder aus der Tür, die Kerze mit der Hand schattend.

Hinüber in den Eßsaal ging er, wo die Zinnteller und das silberne Gerät von den Wandstufen blinkten. Er saß hastig im Stehen etliche Bissen und trank einen Becher Wein dazu.

Da tat sich leise die Tür auf. So leise und so zaghaft, daß Seidenbender es zuerst kaum gewahr wurde. Auf bloßen Füßen stand im Nachthemdlein ein blonder Knabe auf der Schwelle. Er mochte wohl 1) sieben Lenze zählen.

„Seid nimmer böse, liebster Vater, aber ich hörte Euch heimkommen und mit der Mutter sprechen. Auch wie das Schwesterlein weinte, hab' ich gehört. Es ist alles so traurig heute im Haus. Kommt das, weil die Franzosen einzogen in unsere Stadt?“

Seidenbender nahm das Kind in seinen Arm und hob es hoch. „Es mag wohl so sein, Bastel. Aber wenn die Franzosen heute auch Einzug hielten, wir werfen sie wieder hinaus!“

Der Kleine lachte und klatschte in die Hände.

„Und ich helfe mit dabei, Herr Vater. Geht ihr nun auch schlafen?“

„Ich muß noch mancherlei Wichtiges tun, mein Bub.“

„Gelt, Herr Vater, wenn man groß ist, dann braucht man garnicht mehr schlafen die Nacht?“

„Wenig, Bub, aber Du mußt jezt schnell wieder ins Bett. Bist so kalt geworden in Deinem dünnen Hemdlein. Ich trag' Dich leise hinüber.“

„Laßt nur sein, Herr Vater. Es ist besser, ich schleich' mit nackten Füßen. Dieweil Ihr schwere Stiefel und Sporen habt, das könnt' die Mutter wieder wecken. Und sie schilt so schon immerzu.“

Und husch! war das Bublein wieder im Dunkel der Diele verschwunden.

Johann Friedrich Seidenbender horchte: ihm noch eine ganze Weile nach.

Aber die Worte seines Kindes mußte er grübeln. Daß alles immer so traurig bei ihm im Hause sei. Hatte das Kind das auch schon herausgeföhlt? Ach, wenn er nur wüßte, woran es lag! Vielleicht war er mit Amtsgeschäften und Ehrenämtern zu sehr überhäuft, als daß er sich so recht um seine Familie kümmern konnte. Frau Elisabeth war auch nach der Geburt des letzten Kindes schwach und kränklich geblieben und hatte wenig Sinn und Interesse für die schwere Arbeit ihres Mannes.

Es war wohl eigentlich nicht aus Liebe, daß sie einander geheiratet hatten. Sie stammten beide aus alten Wormser Familien, und da wollte es just so gut passen, wie ihre beiderseitigen Eltern fanden. Als Elisabeth noch jung war, hatte Seidenbender es auch noch nicht so empfunden, daß sie beschränkt und kleinlich war. Jezt kam es ihm bei vielen Anlässen immer mehr und mehr zum Bewußtsein. Und das tat weh. Obgleich er eigentlich immer viel zu sehr in seinen Geschäften stak, als daß er noch viel Zeit für seine Familie und zum Nachdenken über seine Ehe übrig hatte. Immer seltener war er daheim. Sein Daheim, seine Welt wurde mehr und mehr das Rathaus, die Amtsstube, das Wohl und Wehe seiner geliebten Vaterstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Verstütteter Bronnen.

Verstütteter Bronnen im Wiesengrund —
Das blühte da einst so jubelnd und bunt!
Nestvöglein hüpfen, Hummelgebrumm
Drang durch die Blumengaden ringsum.
Tautropfen glänzten, Verhengelang —
Und leise murrend das Wasser klang.

Verstütteter Bronnen im Wiesengrund —
Dein Wasser machte viele gesund, —
Die Kranken, Müden, Brusthaften kamen
Und ihre Kanne voll Segen nahmen.
Die Quelle murmelt, braut braune Bäume,
Wirft Sternchenmoose gegen die Fäune, —
Wie aus dem Boden sprudelt und schwillt,
Wie sie aus der Erdtiefe quillt —
Schaut stundenlang ich dem Wunder zu,
Tief eingebettet in Wiesenruh.

Verstütteter Bronnen — weit kam ich her —
Suche — dich — suche — und find dich nicht mehr!
Denn Steine und Asche und Lehm, — viele Schuß —
Die drückten den segnenden Bronnen zu.
Du gottgeweihte, geweihte Spende —
Du wurdest erwirkt durch Menschenhände —
Mein Wunderbronnen der Jugendzeit, —
Du wurdest vom Alltag dem Tode geweiht.

Marie Luise Beder.

Der größte Bahnhof der Welt.

Grand Central, die „Eingangspforte zu einem Kontinent“.

Von Dr. Erwin Stranil (New York).

Von Peetkill kommend, stehe ich wieder einmal in der gewaltigen Halle des „Grand Central“, fühle mich neuerdings überwältigt von so viel Gigantik und Weisheit, wie sie sich in diesem größten Bahnhof der Welt und — neben der Pennsylvania-Station — dem zweiten Herzen von New York ganz unvergleichlich offenbart. Verwirrend für den ersten Anschein in der Vielfalt seiner Ausmaße, erkennt man doch bald, daß in diesen Hunderten von Durch- und Übergängen, Treppen zur Tiefe und Wegen zur Höhe, Hauptadern und Nebenzüge, Riesenhallen und Balkonen ein genialer Geist gerade das zu schaffen vermochte, was allein einer Metropole wie New York gerecht und wirklich gleichzeitig zur „Eingangspforte“ für einen ganzen Kontinent werden konnte.

Die heutige Gestalt verdankt der Grand Central Terminal seinem im Jahre 1913 beendeten Umbau. Von der Straße aus betrachtet, würde man eigentlich gar nicht glauben, daß dieser niedere, im Renaissancestil gehaltene und von einer mit einer Hermesgruppe umgebenen Uhr gekrönte Bau, den die mächtigsten Wolkentraker rings umrängen und im wahren Sinne des Wortes „in den Schatten stellen“, derart bedeutungsvoll sich in seinem Innern zu präsentieren vermöchte. Selbst der Eingang von der 42. Straße aus weist noch bescheidenen Umfang auf, und erst dann, wenn man die zweite Torreihe, die eine Erinnerungstafel an alle, die mit Kopf, Herz und Hand an der Erbauung dieses Hauses mitbissen, sieht, durchschritten hat, — erkennt man in der sich nun weit hin dehrenden, hochragenden Raethalle, die wohl nicht die geringste Ähnlichkeit mit den in Europa üblichen Wartesälen aufzuweisen hat, was für ein Geist hier herrschen mag. Denn wie es in den Zügen selbst keinen Unterschied der Wagenklassen gibt, so wird auch hier für arme und reiche Reisende in gleicher Weise gesorgt. Was immer man noch vor seiner Abfahrt zu tun oder gleich nach seiner Ankunft zu erledigen wünscht, kann man hier tun. Links erhält man Blumen und Früchte, rechts befindet sich ein „drug-store“, eine Luchstube und ein Restaurant schließen sich an, selbstverständlich ist auch eine Poststation da, wo man seine Briefe schreiben, telefonieren und Pakete zur Beförderung übergeben kann.

Zwischen zwei Zeitungsständen mit allen Journalen und Magazinen der Union und den neuesten Erscheinungen des Büchermarktes, steht ein weißbehaandelter, freundlich lächelnder Polistist den Gästen zur eventuellen Verfügung, — zahllose Neger, rote Tellerlappen über ihr kraushaar gestülpt, übernehmen das Gepäck der Reisenden. Hinterhand führt eine breite Treppe zu den für Herren und Damen bestimmten Separaträumen hinauf. 50 Barbieri rasieren Tag und Nacht die Passagiere, 30 Schuhmacher richten deren Stiefel wieder her, drei Schneider reinigen die Anzüge und „pressen“ sie in frische Form, bessern auch gleich eventuelle Kleinigkeiten aus und stülpen den Hut neu, während man ein Bad nimmt oder sich massieren läßt. Die Frauen können sich gleich dauerwellen lassen, die Olmethode kräuselt das Haar der weißen Ladies ebenso garantiert naturgetreu, wie es das der Schwarzen glättet. Einige Wärterinnen sorgen für ruhebedürftige Damen und übernehmen deren Garderobe zur raschen Auffrischung.

Wieder einige Schritte tiefer, vom Rastraum der Tiefe zu, und man befindet sich in der von mächtigen Säulen getragenen, mehrere Stockwerke hohen eigentlichen Haupthalle. Alle Wände sind mit hellem Marmor verkleidet, der Boden spiegelnd sementiert, die Decke zeigt ein wunderbares Bild: den Sternenhimmel New Yorks, der des Abends beleuchtet wird, indes zahllose Glühbirnen in langen Ketten um die Hochgesimse laufen. In der Mitte der Halle befindet sich, für jeden sofort sichtbar: das Informationsbüro. Hier liegen Fahrpläne für alle vom Grand Central ausgehenden Fern- und Lokalzugslinien auf, man kann sie — wie überall in Amerika — unentgeltlich mitnehmen. Wer sich nicht auskennt, dem geben höfliche Beamte über alle an- und abfahrenden Züge bereitwilligst freundliche Auskunft. Rundreisen oder kombinierte Fahrten stellt ein besonderes Büro zusammen, indes die direkten Tickets bei einem der 50 Schalter an den beiden Seitenwänden der Haupthalle zu lösen sind.

Eine weitere, äußerst praktische Einrichtung: Ein Schalter ist da, bei dem man Post für ankommende oder abfahrende Reisende hinterlegen kann, ebenso eine Zentrale für Waren: wer in der Stadt etwas einkauft, braucht es nicht selbst zum Bahnhof mitzunehmen, sondern die Geschäftsleute senden es hierher, und an dem für solche Sen-

dungen vorbestimmten Platz nimmt es dann der Käufer vor seiner Abfahrt in Empfang. Natürlich vermag man auch sein sonstiges Gepäck gegen geringe Gebühr zu deponieren, und von auswärts kommende Passagiere können, falls es bei ihrer Ankunft in New York eben regnet, sich an der gleichen Stelle sofort einen billigen Regenschirm kaufen. Sollten sie aber mit der Subway weiterwollen, dann brauchen sie den Bahnhof nicht erst zu verlassen, — sondern sich nur nach dem linken Flügel begeben, von wo aus sie die in zwei Stockwerken verkehrende Interborough Rapid Transit mittels Express- und Lokaltrains raschest nach allen Teilen von Manhattan, Brooklyn oder Bronx befördert.

Wer ein Auto wünscht, beliebe bloß einige Stufen zur Höhe zu steigen! Denn da der gewaltige Verkehr der stets vom Grand Central ausgeht, die Straßen um diesen ständig verstopfen würde, hat man in Stockwerkshöhe einen eigenen „Auto Caisway“ angelegt, eine geradezu ideale Rennstraße für Cars, und allmählich laufen von hier aus zahllose Taxis in allen Farben und nicht viel weniger Privatwagen nach all den vier Himmelsrichtungen hinaus. Die Autobestellungen nimmt man natürlich an einem eigenen Motorcarshalter vor, sollte man aber ein Zimmer in einem guten Hotel benötigen, — bitte, dann kann man zwischen dem erstklassigen Hause „Commodore“ und dem ebenso trefflichen „Roosevelt“ wählen und hat dabei die Annehmlichkeit, ebenfalls gleich direkt vom Bahnhof in die Hotelhalle zu gelangen, ohne die Straße berühren zu müssen.

Wer über ein wenig Zeit verfügt, — möglicherweise kommt doch auch ein Amerikaner zu einem Zug zu früh —, der wende sich vielleicht einmal in der großen Halle nach rechts. Da grüßt ihn von der Seitengalerie der erste Eisenbahnzug, der auf der Straße fuhr, nämlich der am 9. September 1831 in Betrieb genommene De Witt Clinton Train der Hudson-Mohawk-Bahn, der mit seinem altweltlichen Lokomotiv und den drei dunkelgelben Wägelchen in Postkutschenform den Verkehr zwischen Albany-Schenectady vermittelte. Um dieses historische Requisite gruppierte die kluge Bahnverwaltung eine kleine Ausstellung modernen Eisenbahnwesens, mit Bildern vom 20. Jahrhundert Express, der neuesten Pullmanwagen, Einbliden in eine Lokomotive allerletzter Konstruktion, Angaben über Reiserouten und einer kurzen Schienenlage, die recht deutlich die hier herrschende größere Spurweite im Gegensatz zu der in Europa üblichen anzeigt. Bilder aus allen Gegenden der Union schließen sich an, sie künden von der Schönheit des Landes und der Mannigfaltigkeit seiner landschaftlichen Reize. Und dieses alles, alles, Indianer und ewigen Frühling, Palmen oder Prärie, Meeresstrand oder kühle Winterfrische, kann man vom Grand Central aus erreichen. Wer das Geld dazu hat — hier ist's ihm bewiesen —, dem steht zu jeder Tages- und Nachtzeit die ganze Welt offen!

Aber, — vielleicht sind sie augenblicklich kein Freund vom Reisen, haben genug davon und möchten einmal etwas ganz anderes sehen? Ob auch dafür ist im Grand Central vorgesorgt. Denn der Eisenbahnausstellung gegenüber befindet sich eine permanente Kunstausstellung, und alte und neue Gemälde und Plastiken finden im Grand Central jederzeit ebenso ihr Heim, wie alle Bedürfnisse der Sachlichkeit.

Und durch diese Fülle von Hallen und Gängen wagt ununterbrochen bewegtestes Leben, flutet auf und ab, kaum eine Minute vergeht, in der hier kein Zug einläuft oder abgeht. Aber — und auch dies ist eine Eigentümlichkeit, deren Erwähnung zu tun man nicht vergessen darf — alles, was hier geschieht, vollzieht sich mit einer geradezu unheimlichen Ruhe. Trotz der Vielzahl der Menschen liegt über dem ganzen Betrieb eine wohlthuende Stille, man hört kein lautes Wort, keinen Ruf, kein Schreien. Einer nimmt auf die Nerven des anderen Rücksicht, und so kann man sich hier genau so gesammelt fühlen, wie sonst vielleicht nur noch in einem Gotteshaus. Und dies ist gut so; denn dürfte man sich den hier ständig in Fluß befindlichen Menschenstrom aller Klassen und Rassen als wildschreiende und gestikulierende Masse, — eine Trennanstalt wäre nichts gegen den Grand Central und eine normale Abwicklung des gigantischen Verkehrs ganz unmöglich!

Und noch eines Wunders muß gedacht werden, des größten des Grand Central! Nämlich, daß man auf diesem Bahnhof eigentlich gar nichts von einem richtigen Bahnhof sieht: keine Geleise und keine Züge. Vorne ist die Front des Central, hinten die Rückwand, glatt abgeschnitten. Wo sind die Züge? Natürlich tief unter der Erde. 25 Fuß unter dem Straßenniveau liegt die obere Endstation, noch um

entlieh die untere. Auf schmalen Stiegen gelangt man von der großen Marmorballe zu diesen „Trads“ hinab. Jedes Geleise hat seinen eigenen Zugang, und so wird es möglich, auf den 42 „Trads“ bis zu 200 Zügen stündlich abzufertigen. Elektrische Lokomotiven bringen die Trains unter der Erde und dann noch unter dem Sudon bis zu den eigentlichen Rangierbahnhöfen außerhalb der City. Dort erfolgt hierauf die Umstellung auf Dampfbetrieb. Daselbst geschieht, natürlich in umgekehrter Reihenfolge, mit jenen Fernzügen, die nach New York einlaufen, während die Lokotrans von und nach New Jersey überhaupt elektrisch betrieben werden.

So zeigt sich, daß das, was ich anfangs über diesen Bahnhof sagte, daß er aus Wunderbare grenzt, nicht übertrieben ist. Und wieder findet man auch hier eine der charakteristischsten Eigentümlichkeiten Amerikas: Fabelhafte Reinlichkeit innerhalb des Baues, neben unsäglichem Schmutz auf der Straße, wahre Genialität neben einem oft ins Gigantische gewachsenen Stumpfsein. Der „Grand Central“ gehört zu den großen Possitiven von New York. Er macht vieles vergessen, was man einst nur schauernd zu erleben vermochte.

Das Alibi des Herrn Hart.

Skizze von Lotte M. Jischla.

Der Mann, der eben aus der Strafanstalt Stein entlassen wurde, hatte vor fünf Jahren noch Autos und Villen besessen und riesenhafte Geschäfte getätigt. Bis dann eben die Affäre Better alle Zeitungen, bis — was ärger war — die Affäre Better zwei bide Aktienmappen bei der Wirtschaftspolizei füllte. Fünf Jahre Zuchthaus wegen Betrugs und Kreditwindels schließlich. Jetzt war Better ein alter Mann. Fünf Jahre Kerker hatten den Lebensmut gebrochen, obwohl Better sie zu Unrecht abgeessen. Der wirklich Schuldige . . . Zu dem eben war Better auf dem Weg. Er hatte fünf Jahre darauf gewartet, diesen Besuch machen zu können. Hart war reich, Hart war in den fünf Jahren noch reicher geworden. Das alles verdankte er nur dem Umstande, daß Better geschwiegen, die Zusammenhänge nicht aufgedeckt, den großen Hintermann, den wirklichen Betrüger nicht verraten hatte . . .

Hart bewohnte ein großes Landhaus bei Wien. — Herrliche Gärten an den Hängen, die zur Donau abfielen, große, helle, mit erlesenen Kunstschätzen angefüllte Räume. Better war noch nie dagewesen. Hart hatte erst nach dem großen Krach die Villa bauen lassen. So mußte Better dreimal nach dem Wege fragen. Er wählte dreimal Schutzleute dazu, er erzählte jedem von den dreien ungefragt seine Geschichte, nannte seinen einst angesehenen Namen, berichtete, daß er den noch immer angesehenen Hart besuchen wolle. Tat er das, weil er redselig wurde? Better war nicht redselig, sondern nur vorsichtig; er wollte, daß man wußte, wohin er gegangen sei. Er kannte Hart . . .

Herr Hart sah um neun Uhr abends dieses gleichen Tages dem Polizeikommissar des 18. Bezirks gegenüber und unterschrieb das Protokoll seiner Aussage. Einer klaren, einfachen Aussage über den Tod des ehemaligen Bankiers Fred Better, der sich um fünf Uhr nachmittags im Garten des Zeugen erschossen hatte, weil er — wie der Bankier Hart aussagte — wohl einsehen mußte, daß sein Erpressungsversuch an dem Zeugen mißlungen war.

Der Kommissar entließ Hart, mußte ihn entlassen, weil das Alibi des Mannes vollkommen lückenlos schien. Um drei Uhr nachmittags hatte Better den ersten Polizisten nach dem Wege zu Harts Villa gefragt, um 3 Uhr 24 den zweiten, um 3 Uhr 45 den dritten Schutzmann gesprochen. War um 4 Uhr 10 zum Haus Harts gekommen. Hatte bis halb fünf mit dem Hausherrn gesprochen. Der gab eben eine größere Teegesellschaft, war aber um halb fünf wieder bei dieser Gesellschaft, die er bis 6 Uhr bestimmt nicht verlassen hatte. Um fünf Uhr lebte Better noch, denn sechs der Gäste, überaus bekannte und über jeden Zweifel erhabene Leute, sahen ihn im Garten, als sie mit Hart zu einer Golfpartie gingen. Hart war nur auf ein paar Minuten mit Better zusammen, darauf aber unaufhörlich bis acht Uhr bei seinen Gästen, die dann aufbrachen. Wenige Minuten später hatte Hart die Polizei telephonisch von dem Unglück verständigt. Die Beamten waren nach 32 Minuten eingetroffen.

Wann Better gestorben war? Kurz nach fünf. Hart hatte es in eben der Minute festgestellt, als er von seinen Gästen wegging. Die nur ein paar Schritte entfernt waren und einen Schuß unbedingt hätten hören müssen, wenn er von Hart abgegeben worden wäre. Die ihn aber nicht hören konnten, wenn sie im Hause waren. Während sie mit dem Bankier Hart noch in seiner Villa weilten, mußte der unglückliche Better sich entleert haben. blieb nur der Zeitunterschied zwischen Entdeckung und Anzeige der Tat. Man fragte Hart natürlich wegen dieses Punktes. Aber seine Erklärung war sehr einleuchtend. Hart hatte unter seinen Gästen Geschäfts-

freunde, die nicht zu wissen brauchten, daß ein ehemaliger Sträfling zu den Bekannten Harts gehörte. Hart hatte jedes Aussehen vermeiden wollen und erst die Anzeige gemacht, als sein Haus leer war. Das war zwar nicht korrekt, aber sehr verständlich.

War es bestimmt Selbstmord? Pulvergeschwärzter Einschuß, Handhaltung, Lage der Leiche deuteten darauf hin. Der Zeitpunkt des Todes aber war durch einen Zufall genau festzustellen. Hart hatte einen Photoapparat mitgebracht, als er mit seinen Gästen den Garten betrat und den Toten photographierte. Better lag bei der Säule einer Sonnenuhr. Sie zeigte einige Minuten nach fünf.

Gewiß, man kann Photos fälschen. Hart aber hatte den Apparat mitgebracht, in dem noch die unberührte Kasette gewesen war; man konnte das Bild im Polizeilaboratorium entwickeln. —

Am nächsten Morgen waren die Zeitungen voll von dem unerhörten Ereignis: Der Bankier Hart war in der Nacht wegen Mordverdachts verhaftet worden. Er hatte nach langem Leugnen gestanden, seinen ehemaligen Teilhaber Better erschossen zu haben. Und sein Alibi?

Es war allzu gut gewesen. Die Photographie hatte jeden Zweifel über die Zeit des Todes ausgelöscht. Bis . . . bis ein junger Beamter auf den Gedanken kam, sie mit der Lupe anzusehen, sich an dem Zustand von ein paar Blüten zu stoßen, die den Sockel der Sonnenuhr umwucherten. Diese Uhr war in Ordnung. Zeigte nur ein paar Minuten verschieden von Präzisionsuhren. Man hatte es ausgeprobt. Sie war auch nicht verstellt worden. Nur: Um die Zeit zu zeigen, braucht doch eine Sonnenuhr Sonne. Die konnte aber zur Zeit der Aufnahme nicht geschienen haben, denn die Blüten der gut hundert Anemonen rings um den Sockel waren geschlossen. Sie hatten die Nachtstellung. Unzweifelhaft. Als man am frühen Morgen die Uhr prüfen ging, waren sie offen . . .

Der junge Beamte also untersuchte die Umgebung der Uhr. Er fand ein feines, graues Pulver auf dem Rasen, eine Entdeckung, die seine Ansicht erhärtete — es war die Spur eines Blüchtpulvers . . .

Und schließlich gestand Hart: Er hatte um fünf Uhr Better, dem er schon früher eine große Summe als Abfindung versprochen, nichts anders gesagt, als daß er sich verstellen müsse, weil Geschäftsfreunde in den Garten kämen. Der blieb dann unsichtbar.

Um acht Uhr hatte Hart den schlafenden Mann erschossen, ihn in die Lage eines Selbstmörders gebracht, mit einer Taschenlampe die Stelle ausfindig gemacht, an der er das Blüchtl abtrennen mußte, um den gleichen Schatten zu erreichen, den die Sonne um fünf Uhr wirft . . .

Es war ein wunderbares Alibi. Aber ein paar Waldblumen hatten den Mörder überführt.

Wußten Sie das schon?

Als der regenreichste Ort der Welt gilt Cherra Punii auf den Kaffi-Bergen von Assam. Dort ist die durchschnittliche Niederschlagsmenge jährlich 453 Zoll, ja im Jahre 1861 erreichte sie sogar die Höhe von 905 Zoll. Der nächstregenreichste Ort dürfte sich auf der Insel Hawaii befinden, wo eine Niederschlagsmenge von 518 Zoll im letzten Jahre festgestellt wurde.

Die Baumwollernte der Welt im letzten Jahre wird auf 25 500 000 Ballen geschätzt, von denen mehr als die Hälfte amerikanischen Ursprungs ist.

Ein Viertel aller Schulkinder in Los Angeles hat in ihrem Leben noch keine Kuh gesehen, und die Hälfte kannte kein Kalb, bis vor kurzem, um diesem Mangel abzuhelfen, diese Tiere in allen Schulen gezeigt worden sind.

In Amerika zählt man neuerdings die Bienen in einem Bienenstock mit Hilfe des Mikrophons. Das Mikrophon wird vor dem Eingang des Bienenkorbs aufgestellt, und wenn die Bienen in den Stock zurückkehren, berühren die Füße das Mikrophon, so daß der Strom eine Zähltafel in Bewegung setzt.

Aus den Statistiken der meisten Länder ist ersichtlich, daß Gas als Todesursache mit an erster Stelle steht und nicht weniger Opfer erfordert als etwa die Diphtherie. Die meisten Gasunfälle ereignen sich erfahrungsgemäß im Januar, während der Juli immer die wenigsten aufzuweisen hat.

Die Brücke über den Niagara-Fall wird jährlich von mehr als zehn Millionen Menschen begangen.